

Doch kann und soll der übergreifende Diskurs nicht Gegenstand einer Besprechung in dieser Zeitschrift sein. Die Auslotung der spezifischen Traditionen und des methodischen Leistungsvermögens der vergleichenden geschichtlichen Landeskunde verdienen ein eigenständiges, raumübergreifendes Fachorgan. Der vorliegende Sammelband geht auf eine vom 6. bis zum 8. Juni 2013 in Tübingen von der Arbeitsgruppe Landesgeschichte im Historikerverband veranstaltete Tagung zurück, die sich eine Standortbestimmung der Landesgeschichte in Deutschland zur Aufgabe gemacht hatte. Die Veranstaltung erfuhr in der Internetplattform H/Soz/Kult eine zeitnahe Vorstellung, auf die nachdrücklich verwiesen sei, da hier eine ausführliche Darstellung der einzelnen Beiträge geboten wird. Georg Wendt und Petra Kurz, Tagungsbericht: Methoden und Wege der Landesgeschichte, 06.–08.06.2013 Tübingen, in: H/Soz/Kult, 21.09.2013, [www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-5037](http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-5037).

Abweichend vom Tagungsprogramm enthält der vorliegende Band nur 13 Beiträge, vier der gehaltenen Vorträge konnten leider nicht zur Drucklegung gebracht werden. Gleichsam als Hinführung zum Thema stellt Werner Freitag (Münster) das breite Profil der Landesgeschichte als Teildisziplin der Geschichtswissenschaft vor, das lange Zeit von der Erfüllung vordergründiger Orientierungsbedürfnisse geprägt war. Dem Tagungsaufbau entsprechend, gliedern sich die folgenden Beiträge in zwei thematische Bereiche. Anhand konkreter, teils renommierter Projekte aus verschiedenen Ländern können Walter Rummel (Speyer), Michael Kißener (Mainz), Oliver Auge (Kiel) und Arnd Reitemeier (Göttingen) überzeugend aufzeigen, wie sich die Landesgeschichte zwischen öffentlichkeitsbezogener Breitenwirkung und wissenschaftlichem Anspruch positionieren und profilieren kann. Perspektiven und Herausforderungen der Landesgeschichte im Umgang mit jüngeren Theorien und Methoden – als Schlagworte fallen der ›spatial‹ und der ›cultural turn‹ – werden in den Beiträgen von Winfried Speitkamp (Kassel), Andreas Rutz (Bonn), Martin Ott (München), Jürgen Dendorfer (Freiburg), Dietmar Schiersner (Weingarten), Michael Hecht (Münster) und Sabine Ullmann (Eichstätt) erörtert.

Ferdinand Kramer (München) plädiert in seinem zusammenfassenden Beitrag für die Nutzung und Weiterentwicklung der zahlreichen Potentiale, die sich der in einem Transformationsprozess befindlichen Landesgeschichte bieten. Wie kaum eine andere ist gerade diese Disziplin geeignet, regionale Phänomene in die europäische Geschichte vergleichend einzubetten. Unabdingbare Voraussetzungen hierfür sind internationale Präsenz und Vernetzung, gut ausbaute Kooperationen und die konsequente Nutzung der Möglichkeiten der neuen Medien u. a. im Bereich der Kartographie.

Der erste Band der neuen Reihe zeigt mit seinen Beiträgen eindrucksvoll, dass die Stärke der deutschen Landesgeschichtsforschung nicht zuletzt in der Vielgestaltigkeit der Disziplin liegt, die sich auch durch vergleichende Ansätze im europäischen Rahmen bewähren muss. Man darf daher auf den nächsten Band der Reihe gespannt sein, der die Beiträge und Ergebnisse der Tagung »Zwischen Region, Nation und Europa« (26.11.2015–28.11.2015 in Tübingen) beinhalten wird.

*Ulrich Ritzerfeld*

STADTARCHIV REUTLINGEN UND REUTLINGER GESCHICHTSVEREIN (HRSG.): Reutlinger Geschichtsblätter 2012 (NF Nr. 51). Reutlingen: Stadtarchiv Reutlingen 2013. 295 S. m. Abb. ISSN 0486-5901. Geb. € 23,00.

Dank mutiger Thesenzuspitzung geradezu spannend liest sich der Beitrag von Jörg Widmaier über die Marienkirche in Bronnweiler. Widmaier geht in der hier abgedruckten

Kurzfassung seiner Tübinger Magisterarbeit von der Frage aus, warum die vermeintlich einfache Dorfkirche einen derart großen und architektonisch anspruchsvoll gebauten Chor besitzt. In Abgrenzung zur bisherigen Forschung, die den Chorbau mit einer archivalisch kaum gesicherten (und vom Autor bezweifelten) bedeutenderen Wallfahrt erklärt, stellt Widmaier diesen in den Kontext der Auseinandersetzungen zwischen der Reichsstadt Reutlingen und den Grafen von Württemberg. Um ihre Herrschaftsstellung in dem im 15. Jahrhundert auch von Württemberg beanspruchten Bronnweiler zu festigen, habe die Reutlinger Patrizierfamilie Spiegel – möglicherweise im Auftrag der Reichsstadt – einen Chor in reichsstädtischer Architektursprache bauen lassen, um als Kirchenstifter an das Patronatsrecht zu gelangen, aber auch als »Demonstration der eigenen Macht im Grenzgebiet zum württembergischen Gönningen« (S. 59). In Ermangelung schriftlicher Quellen muss auch diese Deutung freilich Hypothese bleiben.

Anhand ausführlich zitierter Gerichts- und Vernehmungsakten schildert Hermann Taigel den Kindsmord-Prozess gegen die Pfullingerin Agnes Klingenstein aus dem Jahr 1692. Taigels Darstellung bleibt sehr eng an den vorhandenen Quellen, so dass der Leser mehr über das grausame Strafverfahren erfährt als über die Geschichte der Agnes Klingenstein und die Lebensumstände einer ledigen Mutter und Dienstmagd am Ende des 17. Jahrhunderts.

Mit Auswandererbriefen »aus Ost- und Südosteuropa nach Reutlingen und Umgebung« (S. 91) befasst sich Marionela Wolf. Reutlingen dient dabei eher der groben geographischen Verortung, die Auswanderer stammten in Wirklichkeit aus württembergischen Gemeinden der Oberämter Urach, Nürtingen und Tübingen. Wolf ediert 17 Briefe von 1791 bis 1885, die im Kontext von Erb- und Pflugschaftsangelegenheiten in Gemeindecache gelangten. Vorangestellt sind Erläuterungen zum historischen Hintergrund der für die Briefe einschlägigen Auswanderungswellen in die betroffenen Zielgebiete (Baranya, Batschka, Banat, Siebenbürgen, Schwarzmeergebiet) und eine typologische Auswertung der Auswandererbriefe anhand thematischer Kriterien.

Einen erhellenden Blick wirft Wolfgang Zimmermann auf die durch unterschiedliche kollektive Gedächtnis- und Erinnerungskultur gespeisten (Gruppen-)Identitäten der protestantischen Reichsstädter und der zugewanderten Katholiken innerhalb der Reutlinger Gesellschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Vor dem Hintergrund der Bildung des Königreichs Württemberg waren beide Gruppen zu »Fremden« geworden, die aus württembergischer Sicht gleichermaßen misstrauisch beäugt wurden. Die Autoren der frühen Oberamtsbeschreibungen, die dazu beitragen sollten, dass Württemberg zu einem einheitlichen Vaterland zusammenwachsen sollte, bieten Zimmermann den Spiegel dieses Argwohns, wenn sie vielsagend notieren, dass die Reutlinger immer noch »stark durch die reichsstädtische Zeit geprägt« (S. 204) und die Bewohner katholischer Dörfer nicht so fleißig wie ihre evangelischen Nachbarn seien. Für die Schaffung eines »württembergischen Volkes« waren die historisch gewachsenen Strukturen aus Stuttgarter Sicht störend, sie sollten durch einen strikten »Modernisierungskurs« überwunden werden. Als besonders tief und hartnäckig erwiesen sich freilich die konfessionellen Gräben, die sich ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eher noch verschärften, während die evangelischen Reichsstädter durchaus im württembergischen Vaterland angekommen waren.

Mit den Marksteinen rund um das Stift St. Peter auf dem Einsiedel, das 1534 durch die Reformation aufgehoben wurde, befasst sich der kurze Beitrag von Klaus Hermann. Die erhaltenen Marksteine tragen in nahezu übereinstimmender Form das Wappen der gekreuzten Schlüssel. Der merkwürdige Umstand, dass ein erhaltener und möglicherweise ein zweiter, von Hermann Jantzen (Grenzen und Marksteine, 1996) beschriebener, inzwischen verlorener Grenzstein die Jahreszahl 1443 tragen sollen,

obwohl das Stift erst 1492 gegründet worden ist, wird vom Autor damit erklärt, dass es sich um Zweitverwendungen älterer Steine handeln könnte.

Dem Tuffsteinabbau durch das Familienunternehmen Schwarz in Gönningen ist der abschließende Beitrag von Margarete Blank-Mathieu gewidmet. Die Autorin beschreibt die Besonderheiten und Methoden des industriellen Abbaus des Tuffsteins in Gönningen, durch den seit 1913 in weniger als 70 Jahren das in ca. 10000 Jahren gewachsene Tuffsteinvorkommen vollkommen abgebaut wurde. Berühmt wurde der vor allem in der NS-Zeit sehr geschätzte Stein durch seine Verwendung im Berliner Olympiastadion und auf dem Reichsparteitagsgelände in Nürnberg. Auch beim ersten Kirchenbau in der Diözese Rottenburg nach dem Zweiten Weltkrieg in Oberesslingen griff man auf Gönninger Tuffstein zurück. Mitunter hätte der Darstellung etwas mehr Distanz zu den Zeitzeugenaussagen aus dem Umfeld der Fabrikantenfamilie gut getan, insbesondere bei der Beschreibung des Zwangsarbeitereinsatzes während des Zweiten Weltkriegs.

*Herbert Aderbauer*

### 3. Antike

SILKE-PETRA BERGJAN/BEAT NÄF: Märtyrerverehrung im frühen Christentum. Zeugnisse und kulturelle Wirkungsweisen (Wege zur Geschichtswissenschaft). Stuttgart: Kohlhammer 2014. 208 S. m. Abb. ISBN 978-3-17-024142-8. Kart. € 29,90.

Vor dem Hintergrund der tagesaktuellen Brisanz des Märtyrerbegriffs sowie der zunehmenden wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Martyriumsthematik trifft das von Bergjan und Näf vorgelegte Werk über die Märtyrerverehrung im frühen Christentum den Nerv der Zeit. Überblickswerke zu diesem Thema gibt es kaum. Umso relevanter ist die vorliegende Monografie. Auf wenig Raum wird ein Abriss über die Märtyrerverehrung von ihren Anfängen im Urchristentum bis in die ausgehende Spätantike gegeben. Hinzu kommen Ausblicke auf Rezeption und Wissenschaftsgeschichte sowie auf aktuelle Parallelen. Angesichts dieses weit ausgedehnten Betrachtungszeitraums beschränkt sich das Werk auf Grundfragen und legt den Fokus auf die »kulturgeschichtlichen Zusammenhänge« (S. 12) der frühchristlichen Märtyrerverehrung. Bei der Auswahl der Schwerpunkte und Fragestellungen ergänzen sich in fruchtbarer Weise die theologisch-kirchengeschichtliche Perspektive Bergjans und die allgemenhistorische NÄfs.

Die Einleitung liefert neben knappen Angaben zu Zielsetzung und methodischem Vorgehen vornehmlich Überlegungen zum Begriff und Konzept des Martyriums mit dem Schwerpunkt auf gegenwärtigen Vorstellungen. Das Martyrium wird dabei sehr weit gefasst: Zum einen schließt es Helden- und Opferfiguren ein, die sich im Interesse vieler für eine Überzeugung einsetzen und dafür den Tod auf sich nehmen. Zum anderen werden Selbstmordattentäter oder fanatische Massenmörder erfasst. Die Autoren ziehen sogar Drogenopfer, wie Amy Winehouse, als mögliche Märtyrer in Betracht, was den Martyriumbegriff m. E. allerdings überstrapaziert. Überhaupt erschließt sich der Sinn eines so umfangreichen Gegenwartsexkurses für das eigentliche Thema nicht ganz. Er scheint lediglich die Aktualität der Thematik sowie die heterogenen Deutungsmöglichkeiten des Begriffes »Martyrium« zu veranschaulichen. Hilfreicher wären an dieser Stelle eine Klärung definitorischer Probleme sowie eine Übersicht über die im Untersuchungszeitraum sich vollziehenden Entwicklungen. Erst im Verlauf der Lektüre, insbesondere in Kapitel 5, das sich mit verschiedenen antiken Deutungen frühchristlicher Martyrien auseinandersetzt, wird der Martyriumbegriff der Autoren ersichtlich: Sie beschränken